

Christian Pross

**Rede zur Verleihung der Georg Klemperer Medaille**  
Ärztekammer Berlin 24.3.07

Das Motiv, eine Medaille für verdiente Ärzte im Namen von Georg Klemperer zu vergeben, ist, so wie ich den Präsidenten der Ärztekammer, Günther Jonitz, verstanden habe, die Suche nach einem Leitbild, an dem sich heutige und zukünftige Ärztegenerationen orientieren sollen. Ich möchte mit einer persönlichen Geschichte beginnen, was Georg Klemperer und die außergewöhnlichen Ärzte, die er im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts am Krankenhaus Moabit um sich geschart hat, für mich bedeuten.

Ich glaube, es war kein Zufall, dass ich als junger Assistenzarzt am Krankenhaus Moabit Anfang der 80er Jahre auf die Spuren der Geschichte und die vergessenen jüdischen Ärzte des Krankenhauses gestoßen bin. Mir ging es damals so wie vielen jungen Ärzten, die nach dem Staatsexamen aus dem Elfenbeinturm der akademischen Medizin in die Niederungen des medizinischen Alltags hinabsteigen. Wenn der Elan, das an der Universität erlernte Wissen endlich in der Praxis anzuwenden, der Drang, zu helfen und Gutes zu tun, sich an der harten Wirklichkeit stößt. Medizin in Klinik und Praxis ist, so die ernüchternde Erkenntnis, oft Sisyphus-Arbeit gegen menschliches Elend, gegen soziale Not. An den gesellschaftlichen Verhältnissen, sowie an dem Eigensinn, der häufig vorhandenen Einsichtslosigkeit der Patienten in Bezug auf eine gesunde Lebensweise kann der Arzt, kann die moderne Medizin wenig ändern.

Diese schmerzliche Erfahrung der Grenzen ärztlicher Kunst, der eigenen Hilflosigkeit versucht man als junger Arzt eine Weile lang mit einem übertriebenen Aktivismus zu bewältigen, indem man seine Patienten einer aufwändigen Diagnostik unterzieht und alle Geschütze auffährt, die die moderne

Apparatemedizin und die Pharmakologie zu bieten haben. Vor der Unvollkommenheit und Unberechenbarkeit des Menschen flüchtet man sich in die scheinbar sichere Welt von Laborwerten und Computertomogrammen. In den Nachtdiensten am Krankenhaus Moabit, und in den Praxisvertretungen im Bezirk Tiergarten, einem sozialen Brennpunkt in der Mitte von Berlin, habe ich an mir selbst sowie über die Jahre an vielen Kollegen in Klinik und Praxis beobachten können, wie der anfängliche Idealismus und Tatendrang allmählich erlahmt und in ein Ausgebrannt Sein, neudeutsch „Burnout“, mündet. Dieses Ausgebrannt Sein kann sich auf verschiedenste Weise äußern. In Gleichgültigkeit gegenüber dem Leiden, in einer zynischen Abfälligkeit gegenüber dem Kranken, in einer kalten mechanisch-routinemäßigen Abfertigung der Patienten oder in offener Aggression.

Letzteres geschah auf höherer gesellschafts- und gesundheitspolitischer Ebene während des „Dritten Reiches“. Mit radikalen sozialdarwinistischen Utopien von der natürlichen Auslese sollten die Träger von chronisch-unheilbarer Krankheit, Behinderung, Gebrechlichkeit ein für allemal ausgemerzt werden. Armut, Sucht, abweichendes Verhalten galten als Ausdruck von „Entartung“ und „erblicher Minderwertigkeit“. Zunächst durch Zwangssterilisierung der Träger von so genanntem minderwertigem Erbgut und später durch deren Vernichtung sollte ein von allen Krankheitsherden gereinigter „gesunder Volkskörper“, ein Volk von starken, leistungsfähigen Übermenschen geschaffen werden.

Ich bin überzeugt davon, dass eine Quelle dieses zerstörerischen ärztlichen Größenwahns in der oben beschriebenen aus Hilflosigkeit und Desillusionierung geborenen Suche nach radikalen endgültigen Rezepten der Heilung einer so genannten „kranken“ Gesellschaft liegt.

Als unmittelbar Nachkriegsgeborener bin ich mit diesem Erbe aufgewachsen. Während meiner Ausbildung zum Arzt war ich von Rassenhygienikern, Euthanasiegutachtern und für Menschenversuche in den KZs verantwortlichen Ärzten umgeben. Die Verfasser von Lehrbüchern, nach denen ich gelernt habe wie das handliche kleine „Taschenbuch der Anatomie“ von Voss/Herrlinger, der „Atlas der Topographischen Anatomie“ von Eduard Pernkopf, der „Grundriß der Psychiatrie“ von Gerhard Kloos waren von Ärzten verfaßt worden, die an der Tötung von Menschen zu Forschungszwecken beteiligt waren. Ich habe als Student nur bruchstückhaft davon gewusst. Erst im Zuge meiner medizinhistorischen Forschungen seit Mitte der 80er Jahre habe ich im Nachhinein entdeckt, mit wem ich es eigentlich damals zu tun hatte. Als ich Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre meine klinische Ausbildung am Krankenhaus Moabit begann, waren die gewählten höchsten Repräsentanten meines Standes, der Präsident der Ärztekammer Berlin ein ehemaliger SA-Standardenführer und der Präsident der Bundesärztekammer ein ehemaliger SS-Offizier. Als zum Gesundheitstag 1980 eine Gruppe ehemaliger jüdischer Ärzte in Berlin vom Vizepräsidenten der Freien Universität zu einer Diskussionsveranstaltung über die verschütteten Alternativen der Weimarer Gesundheitsreform eingeladen wurden, zeigte der besagte Berliner Kammerpräsident ihnen die kalte Schulter.

Das war die Ausgangssituation, in der ich auf die Spuren jüdischer Ärzte und Ärzte aus dem Widerstand im Krankenhause Moabit stieß. Als ich nach langem Suchen einigen der noch lebenden Ärzte in Israel, Frankreich und den USA persönlich begegnete, war das wie eine Offenbarung für mich. Ich hatte mir bis dahin nicht vorstellen können, dass es deutsch sprechende ältere Menschen gibt, die keine Mensurnarben im Gesicht tragen und nicht im schnarrenden Ton eines Wehrmachtsoffiziers zu mir sprechen. Die Kollegen, die ich traf, waren tolerante, liberale Weltbürger, Repräsentanten einer Periode enormer geistiger,

künstlerischer, wissenschaftlicher und sozialreformerischer Kreativität im Deutschland der späten Kaiserzeit und der Weimarer Republik. Wie der amerikanische Historiker Peter Gay bemerkte, stellten die von Hitler vertriebenen Emigranten „die größte Ansammlung von umgesiedelter Intelligenz, Begabung und Gelehrsamkeit dar, welche die Welt je gesehen hat.“ In den Wohnungen der jüdischen Ärzte in New York, Boston, Jerusalem, Tel Aviv und Paris - angefangen von den Möbeln, den Bildern an den Wänden, den in Leder gebundenen deutschen Klassikern im Bücherregal, den auswendig rezitierten Gedichten, den in herzerfrischendem Berlinerisch erzählten Anekdoten aus den wilden zwanziger Jahren - kam ich in Berührung mit einer Kultur, deren Deutschland sich in einem barbarischen Akt der Selbstzerstörung entledigt hatte. Und so wurde diese Spurensuche für mich eine Suche nach Vorbildern, nach verschütteten Alternativen einer sozialen und menschlichen Medizin. Mein erster Anlaufpunkt auf dieser Suche im Frühjahr 1983 war das Haus des Sohnes von Georg Klemperer, Friedrich Klemperer in Saranac Lake im Staate New York. Friedrich Klemperer hatte als Medizinalpraktikant selbst im Krankenhaus gearbeitet und das Wüten des berüchtigten SA-Sturms 33, der im April 1933 die jüdischen Ärzte von den Stationen weg verhaftete, als Augenzeuge miterlebt. Von ihm erhielt ich einen ersten Einblick in die damaligen Geschehnisse.

Die Begabung eines Chefarztes zeigt sich in seiner Fähigkeit, Talente um sich zu sammeln, ihnen einen Rahmen zu bieten, in denen sie frei und unorthodox denken und ihre kreatives Potential entfalten können. Genau das ist Georg Klemperer im Krankenhaus Moabit zwischen 1906 und 1933 gelungen. Unter seiner Ägide wurde das Haus zu einem einzigartigen Sammelpunkt von Pionieren der Wissenschaft, Sozialreformern und kreativen Außenseitern in der Medizin. Nehmen wir z.B. seinen Lieblingsschüler Ernst Haase, Internist, Neurologe und Psychoanalytiker, der die Suchtkrankenfürsorgestelle des

Gesundheitsamtes Tiergarten mit aufbaute und leitete. Ich möchte aus den Schilderungen eines seiner Medizinalpraktikanten eine Passage zitieren: „Hier – (in der Fürsorgestelle) - war ein Querschnitt durch die dunkelsten Schichten der Großstadt, jener äußerste Rand des Lebens, an dem die menschliche Existenz sich mit einer Öde, einem Raum der Verneinung umgibt. Mittendrin saß anscheinend unbekümmert Haase, der in einer Person den Arzt und den ausgezeichneten Sozialfürsorger vereinigte.... In dem endlosen Strom des Elends war er gleichsam ein Fels der Rettung. In jedem einzelnen Falle, mochte es sich um einen Alkoholiker aus ‚besserer Familie‘ handeln, der jetzt unter den Brücken schlief, oder um ein ostpreußisches Dorfmadchen, das bei der Prostitution und beim Kokain gelandet war, überall drang er sogleich zum Kern der psychologischen und sozialen Situation vor. Wenn es darauf ankam, eine praktische Lösung zu finden, schien er über unbegrenzte Hilfsquellen der Phantasie und Sachkenntnis zu verfügen.... Manchmal erschienen plötzlich Betrunkene mit geladenen Revolvern auf dem Schauplatz, in einer solchen Situation übertraf Haase sich selbst.“

Diese Beschreibung wurde für mich zu einer Art Leitfaden, wie man als Arzt inmitten des endlosen Stroms von Elend, mit dem man tagtäglich konfrontiert ist, Ruhe, Gelassenheit und Geduld bewahrt sowie praktische Phantasie in Sachen Lebenshilfe entwickelt. Ich habe mich in meiner Praxis als Arzt in der medizinischen Versorgung von Opfern politischer Verfolgung und Flüchtlingen im Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin ein Stück weit an Ernst Haase orientiert. Das schützte mich vor dem Abgleiten in Resignation und Zynismus. Ein anderes Mittel gegen dieses Abgleiten ist die Satire. Humor ist, wie man von allen großen Komikern weiß, aus Verzweiflung geboren. Er dient als Rettungsanker in den aussichtslosesten und schwärzesten Momenten menschlichen Daseins. Die Gelassenheit von Klemperer und seinen Kollegen speiste sich auch aus ihrem Sinn für Humor. Dazu sei ein Gedicht zitiert, das

Klemperer auf die Schippe nahm bezüglich seiner Vorliebe zur Behandlung innerer Krankheiten mit Suggestion und Hypnose, sowie seiner Zurückhaltung bei der Gabe von Medikamenten. Seinen ehemaligen Assistent Hans Schrank spürte ich 1983 in einem Altersheim in Berlin auf und er konnte mir diese Persiflage auf Georg Klemperer noch nach 55 Jahren auswendig vortragen:

„Ob der Kranke kalte Füße, ob Tbc, ob Soor,  
Suggestion ist die Devise, auf die hier jeder schwor  
Suggestion heilt wirklich alles  
Vom Fuße bis zum Haupt  
Suggestion, die heilt auch Dalles<sup>1</sup>,  
wenn man daran glaubt.

Muss es denn, muss es denn immer gleich Jodkali sein  
Tut es denn, tut es denn, Aqua nicht und Himbeerwein?  
Wozu all das Salvarsan, das man hier verprasste?  
Las ihm seinen Wassermann, was de hast, das haste!“

Der Schwank wurden singend vorgetragen, der erste Teil zur Melodie des Volksliedes „Lore am Tore“, der zweite Teil zur Melodie des Schlagers „Muss es denn gleich die große Liebe sein“.

Das Gedicht und die vielen Anekdoten, die mir sein Sohn Friedrich, seine Enkelinnen und Enkel und seine Mitarbeiter von ihm erzählt haben, zeigen, dass Georg Klemperer ein Mensch war, über den man lachen durfte und der über sich selbst lachen konnte.

---

<sup>1</sup> Dalles ist das jiddische Wort für wirtschaftliche Pleite

Gelassenheit zeigt sich in vielen Facetten der von Georg Klemperer und seinen Kollegen praktizierten Medizin. Immer geht es um eine Bescheidenheit in der Formulierung therapeutischer Ziele, um das, was machbar ist. Zum Beispiel der Neurologe Kurt Goldstein, den Klemperer 1929 an das Krankenhaus Moabit holte. Goldstein entwickelte eine Methode zur Behandlung von Hirnverletzten mit Sprech- und Bewegungstherapie. Dabei ging es um ein behutsames Wiederaneignen von Funktionen auf einem den eingeschränkten Fähigkeiten des Hirnverletzten angepassten Niveau statt ihn auf das Leistungsniveau von Gesunden zu trainieren. Mit diesem Modell war Goldstein seiner Zeit weit voraus. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er im von ihm gegründeten Frankfurter Institut für Hirnverletzte Soldaten diese aus der bis dahin üblichen Aufbewahrung und dem Dahinvegetieren in Irrenanstalten befreit. Zur Sinnfrage in der Behandlung schrieb er: „Es wurde die Frage aufgeworfen: ‚Lohnt das überhaupt die viele Mühe? Bei den schweren Fällen sei der wirtschaftliche Erfolg kein genügend großer... Auch in den Fällen, wo wir für die Arbeitsfähigkeit so gut wie nichts erreichen, sind wir rein menschlich verpflichtet, alles zu tun, um den Verletzten ihr Leben so erträglich wie möglich zu gestalten.“

Oder nehmen wir das Beispiel der Klemperer-Schülerinnen Hertha Nathorff-Einstein und Lilly Ehrenfried, die in den von ihnen gegründeten Ehe- und Sexualberatungsstellen Frauen, die aus sozialer Not zur Abtreibung gezwungen waren, vor dem Engelmacher bewahrt und damit viele Leben gerettet haben.

Diese Medizin hat nichts gemein mit der Art aggressiver Radikalkur, die nach der Entfernung der jüdischen Ärzte 1933 mit dem nationalsozialistischen Gesundheitsprogramm von Ausmerze, Auslese und Leistungsmedizin Einzug hielt. Die Suchtkrankenfürsorgestelle von Ernst Haase wurde geschlossen, ebenso die Ehe- und Sexualberatungsstellen von Hertha Nathorff-Einstein und

Lilly Ehrenfried. Der neue mächtige Mann in der Inneren Medizin im Krankenhaus Moabit nach Klemperers Rauswurf wurde Dr. Heinrich Teitge, dessen Qualifikation an den Mensurnarben in seinem Gesicht und der schwarzen SS-Uniform unter dem weißen Kittel abzulesen war.

Der Verwaltungsleiter des Krankenhauses Moabit, Armin Burghardt, der jahrelang mit Klemperer zusammengearbeitet hatte, drehte nach der Machtergreifung 1933 sein Fähnchen mit dem Wind und verkündete auf einer Besprechung des Pflegepersonals im Januar 1934: „Der verweichlichende Duldsamkeitsgedanke, der in den letzten Jahren (als) Liberalismus, Humanität und unter missbräuchlicher Auslegung der christlichen Lehre von der Nächstenliebe entstanden und zum größten Teil auf jüdischen Einfluss zurückzuführen ist, (hat) unserem Volkstum ungeheuren Schaden zugefügt.“ Im Besprechungsprotokoll heißt es zum Schluss: „Die Arbeitsbesprechung schloss mit einem dreifachen ‚Sieg-Heil!‘ auf Deutschland, den Reichspräsidenten und den Volkskanzler.“

Hier hört man förmlich die Hacken knallen, hier ist nichts von Gelassenheit, Empathie und Geduld im Umgang mit Kranken und hier gab es nichts mehr zu lachen...

Priv. Doz. Dr. med. Christian Pross  
Mitglied des Vorstandes  
Behandlungszentrum für Folteropfer  
GSZ Moabit  
Turmstr. 21  
10559 Berlin  
e-mail: c.pross@bzfo.de

---

Die Geschichte der jüdischen Ärzte am Krankenhaus Moabit ist nachzulesen in:

PROSS, C.: Das Krankenhaus Moabit, 1920, 1933, 1945, in: PROSS, C., WINAU, R. (Hg): nicht mißhandeln. Edition Hentrich, Berlin 1984, S. 7 - 14, 109 – 261.